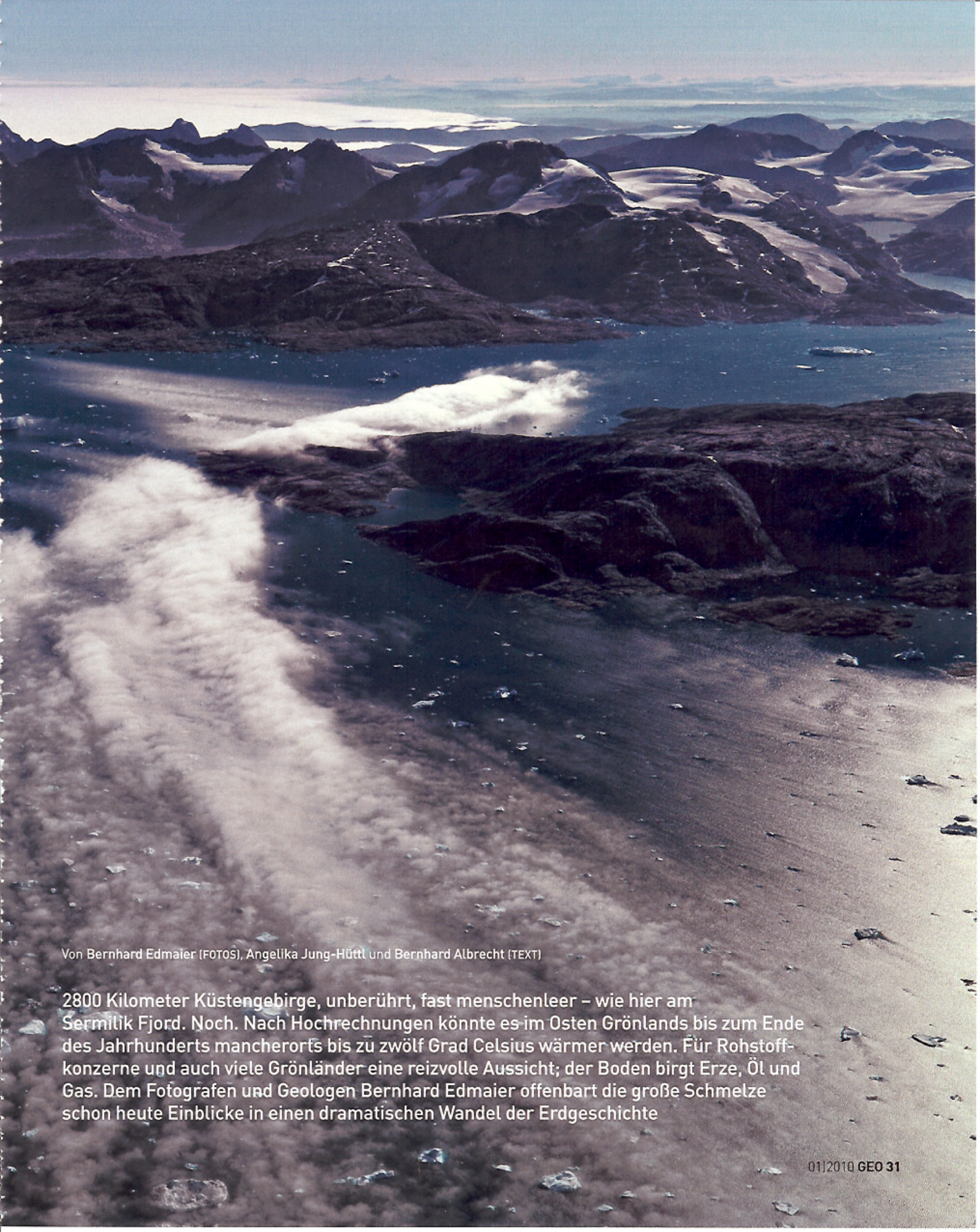


GEOLOGIE

# Grönlands wilder Osten



Von Bernhard Edmaier (FOTOS), Angelika Jung-Hüttl und Bernhard Albrecht (TEXT)

2800 Kilometer Küstengebirge, unberührt, fast menschenleer – wie hier am Sermilik Fjord. Noch. Nach Hochrechnungen könnte es im Osten Grönlands bis zum Ende des Jahrhunderts mancherorts bis zu zwölf Grad Celsius wärmer werden. Für Rohstoffkonzerne und auch viele Grönländer eine reizvolle Aussicht; der Boden birgt Erze, Öl und Gas. Dem Fotografen und Geologen Bernhard Edmaier offenbart die große Schmelze schon heute Einblicke in einen dramatischen Wandel der Erdgeschichte

# Der Mensch

kommt nicht vor in meinen Bildern, denn er ist nur wie ein Wimpernschlag in der Erdgeschichte. Das heißt nicht, dass mir gleichgültig ist, was aus uns wird, wenn sich die Atmosphäre weiter aufheizt. Aber der Mensch passt in seiner Kurzlebigkeit nicht zu dem, was ich zeigen will, er würde ablenken vom Wesentlichen – das sind die geologischen Vorgänge, welche die Erde ständig verändern, und zwar in gigantischen Dimensionen. Alle reden davon, dass der Klimawandel das „ewige Eis“ der Arktis schmelzen lässt, dabei ist auch das Eis nicht ewig, ebenso wenig wie die Berge oder die Ausbreitung des Meeres es sind. Seit Jahrmilliarden ist die gesamte Oberfläche der Erde in einem Prozess der Veränderung begriffen – und seine Spuren sieht man kaum irgendwo besser als in Ostgrönland.

Denn dort liegen diese Spuren an der Oberfläche, sind nicht von Gras und Bäumen bedeckt und so für jeden sichtbar, der sie lesen kann: roter Sandstein als Überbleibsel eines Klimas, wie es nur in äquatornahen Wüsten geherrscht haben kann. Die Brüche in den vielen Gesteinsschichten eines Berges als Hinterlassenschaft von gigantischen

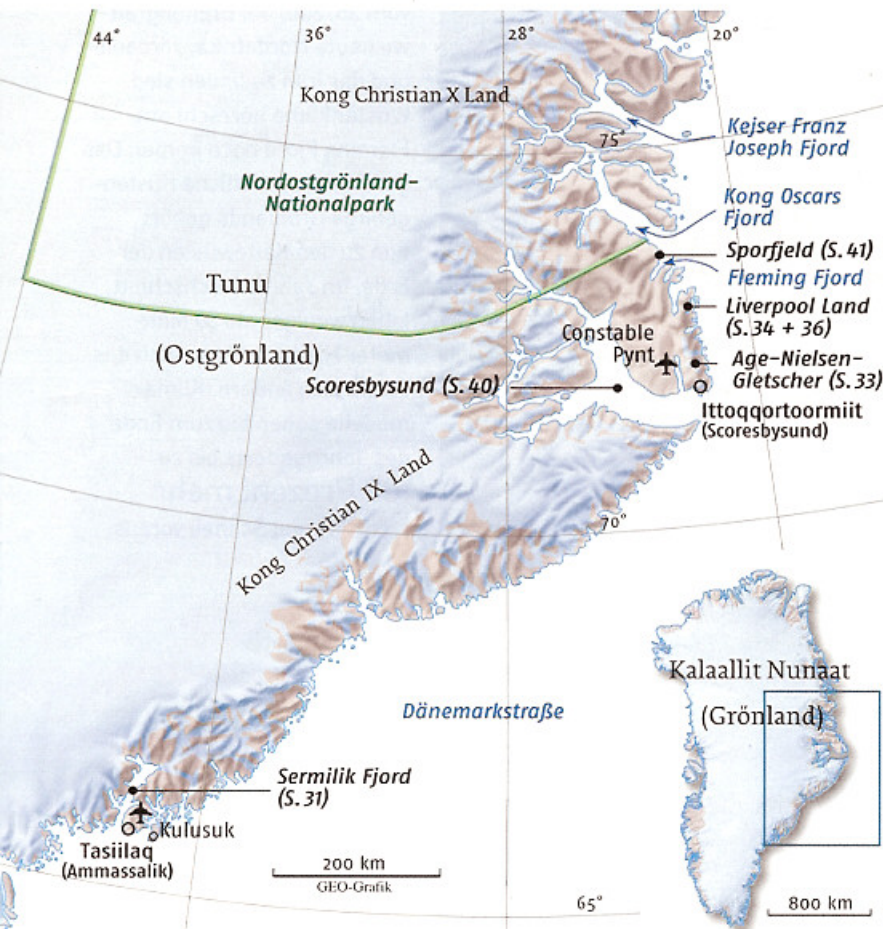
»Tunu«, die Rückseite, nennen die Grönländer den Ostteil ihrer Insel. Der kalte Ostgrönlandstrom, der vom Nordpolarmeer kommt, macht die spektakuläre Landschaft mit ihren tief eingeschnittenen Fjordsystemen und hohen Gebirgsketten extrem unwirtlich

Erdbeben. Oder tiefe Täler, ausgeschürft von verschwundenen Gletschern, deren Schmelzwasser ins Meer geflossen ist.

Wenn ich als Geologe auf die Umwälzungen blicke, die sich dort gerade vollziehen, wird mir angst und bange um die Menschheit. Aber als Fotograf bin ich ambivalent, denn die große Schmelze bringt so viel Schönes hervor, was seit Jahrmillionen unter dem Eis verborgen war.

Ich dokumentiere als neutraler Beobachter, wie das massive Tauwetter das Gesicht der Erde verändert – im „Big Melt“-Projekt. Es ist mein größter fotografischer Traum, für den ich seit sechs Jahren in der Arktis, in den Alpen und an den Küsten des Südens Bilder sammle. Ich habe auftauende Permafrostböden in Kanada, große Schmelzwasserseen auf dem Inlandeis und zahllose schrumpfende Gletscher fotografiert, mal von kleinen Propellermaschinen, mal von Helikoptern aus. Demnächst will ich noch zu den Malediven, einem voraussichtlichen Opfer des Klimawandels, zum Lena-Delta in Sibirien und zum Amazonas-Delta. Beide Flussmündungen werden sich ebenfalls erheblich durch den steigenden Meeresspiegel verändern.

**Ostgrönland ist also** nur ein Puzzleteil des Projekts, aber eindeutig das bisher schwierigste. Ich spreche nicht von Gefahren beim Fotografieren aus dem Hubschrauber – da übertreiben andere Luftfotografen manchmal maßlos. Menschen fragen mich immer zuerst, ob ich für die Bilder mein Leben aufs Spiel setze, weil es halt gefährlich aussieht, wenn ich mich weit aus dem Hubschrauber lehne, damit die Kufe nicht mehr im Bild ist und ich senkrecht nach unten fotografieren kann – meine Lieblingsperspektive. Aber ich bin durch einen Gurt gesichert, da kann nichts passieren. Klar, wenn auf meinen Ostgrönland-Flügen ein technisches Problem aufgetreten wäre und wir hätten notlanden müssen, wären wir auf uns allein gestellt gewesen. Es gibt nur zwei Hubschrauber an der gesamten Ostküste, und dort leben in zwei Siedlungsgebieten gerade mal 3500 Menschen. Niemand kann einem schnell zu Hilfe eilen. Aber mit solchen Gefahren kann ich leben. Vor vier Jahren zum Beispiel, im Osten der Demokratischen Republik Kongo, bin ich nur um ein Haar davongekommen. Wir kreisten mit einer kleinen Propellermaschine 150 Meter über dem Vulkan Nyamulagira, der gerade ausgebrochen war und aus dem die Lavafontänen schossen. Der Pilot und ich waren so



auf unsere Arbeit konzentriert, dass wir nicht bemerkten, wie ein schweres Gewitter aufzog. Auf dem Rückflug, in einem Engpass zwischen zwei Berggipfeln, blies uns ein derart heftiger Sturm entgegen, dass wir fast in der Luft standen. Dann erfasste uns noch ein Fallwind, der die Maschine nach unten drückte – beinahe wären wir abgestürzt. Und doch blieb ich einigermaßen gelassen.

Anders in Ostgrönland. Dort hatte ich es mit einer Gefahr zu tun, mit der ich viel schlechter umgehen kann und die mich über vier Monate begleitete, von den ersten Vorbereitungen bis zum letzten Flug: der Gefahr, nicht zu meinen Bildern zu kommen. Es macht mich verrückt, dieses Gefühl der Ohnmacht und des Angewiesenseins auf Piloten und Flugdisponenten, die sich nicht an Absprachen halten und mich jeden Tag von Neuem verträsten.

Die Air Greenland hat das Flugmonopol in ganz Grönland, und das hat sie mich spüren lassen, seit ich von Deutschland aus meine Reise plante. Ich musste im Voraus angeben, an welchen Tagen ich zu fliegen gedachte, was absurd war, weil ich kein Wettergott bin, aber nur bei wolkenlosem Himmel fotografieren kann. 34 000 Euro aus eigener Tasche hatte ich vorgestreckt. Trotzdem blieb ich die ganze Zeit Bittsteller, der dem einzigen Piloten Ostgrönlands hinterherlaufen musste. Ein verrückter Fotograf halt, aus seiner Perspektive viel unwichtiger als die Wissenschaftler und Statoil-Mitarbeiter, die ihn, zugegeben, genauso brauchten wie ich.

**Wir sahen sie kommen** und gehen in Constable Pynt, einer Durchgangsstation für alle, die weiter zu ihren Camps oder Versuchsbohranlagen wollen. Für uns war es der Ausgangspunkt unserer Flüge, eines der deprimierendsten Nester der Welt, bestehend aus einem Hangar, vier Lagerhäusern, zwei Baracken. Dort hauste und arbeitete die Airportbesatzung, ein paar Inuit in Blaumännern und unser Pilot. Wir Gäste schliefen in einer der Baracken, dem „Hilton – minus 1 star“, wo die anderen ein, zwei Nächte aushalten mussten und mein Assistent und Freund Simon Demmelhuber und ich sehnsüchtig auf Sonne warteten. Einmal sogar eine ganze Woche. Ich rieche noch den faulig-süßlichen Geruch der Toilette, der im Aufenthaltsraum und in den Fluren hing. Unserem Zimmer mit seinem Etagenbett entkamen wir nur für die Mahlzeiten in der Kantine, manchmal spazierten wir zum Anlegesteg, an dem einmal im Jahr das Versorgungsschiff festmacht.

Ich schalte in solchen Situationen auf Sparmodus, lese Fachliteratur oder einen Roman. Oskar Maria Grafts „Wir sind Gefangene“ hatte ich dabei. Simon hatte eine Flasche Whisky aus Reykjavik eingeschmuggelt, von der wir abends ein Gläschen leerten, einmal ergatterten wir sogar ein Sixpack Bier aus dem Geheimlager der Station. Alkohol war eigentlich tabu, wegen der Inuit, hatte man uns gesagt.

Und doch: Das war alles erträglich. Schlimmer war es, gleich nach unserer Ankunft von unserem Piloten erfahren zu müssen, dass die Hauptziele meiner Reise für seinen Hubschrauber unerreichbar weit weg lagen: die Fjorde Kong Oscar und Keiser Franz Joseph – fotografisch nahezu unentdeckt und geologisch so vielfältig wie kaum ein anderes Gebiet auf der Welt. Unerreichbar deshalb, weil der Pilot sich weigerte, an einem weit nördlich gelegenen Treibstoffdepot, das ich schon von Deutschland aus recherchiert hatte, zwischenzulanden und nachzutanken. Das Kerosin dort sei älter als ein Jahr, erklärte er, und könne die zwei Turbinen seiner Maschine schädigen. Auch wenn das eine berechtigte Sorge sein sollte, gebe ich zu, dass ich mich schwer mit dieser Absage arrangieren konnte. Am Ende gab es einen Kompromiss; wir flogen mit 250 Liter Kerosin an Bord zum südlichsten Ausläufer des Kong Oscars Fjord. Als ich den erreicht hatte, fiel zum ersten Mal die Anspannung ab, die ich die ganze Zeit gespürt hatte – es war nicht alles vergebens gewesen, wenigstens einen kleinen Teil des Gebietes habe ich gesehen und fotografiert. Die Bilder in diesem Heft geben eine leise Ahnung von der brachialen Pracht der Natur dort oben. □



Ob Vulkane oder Auen – BERNHARD EDMAIERS Luftaufnahmen einzigartiger Naturstrukturen waren schon oft in GEO zu sehen, zuletzt sein Blick auf die Alpengletscher (GEO Nr. 2/2006). Die Selbstdarstellung entlockte der Münchner Journalist BERNHARD ALBRECHT dem Fotografen. Er traf ihn auf festem Boden – in der oberbayerischen Provinz. Die Bildtexte verfasste die Geologin und Journalistin ANGELIKA JUNG-HÜTTL.